

LESEPROBE

KYRA GROH

MITFAHRER
GESUCHT
TRAUM
MANN
GEFUNDEN

ROMAN



 FOREVER 

PROLOG 1

»Glaubst du an Schicksal?«, fragt mich Leon, der Mann auf meinem Beifahrersitz.

Eine ungewöhnliche Frage für eine Internetbekanntschaft. Die meisten anderen, mit denen ich bisher über *ich-fahr-mit.de* eine Fahrgemeinschaft von Hamburg nach Frankfurt vereinbart hab, fragten Dinge wie »Und ... äh ... was machst du so beruflich?«. Oft haben sie auch einfach so lange geschwiegen, bis die Stille mich fast erdrückt hat und ich aus Verlegenheit einen Radiosender mit leicht verdaulicher Popmusik angemacht habe.

»Nein«, antworte ich nüchtern.

»Sondern?«

»Na ja, eben eher an einen guten Plan. An Entwicklung. Ich denke zum Beispiel nicht, dass es Menschen gibt, die füreinander geschaffen sind. Schicksalhafte Begegnungen oder dergleichen ... nein, das ... damit geben wir einfach die Verantwortung ab.«

»Wie meinst du das?«

»Na ja. Die meisten Paare trennen sich statistisch gesehen ja. Und weil sie sich die Trennung leicht machen wollen, sagen sie dann so etwas wie *Wir sind einfach nicht füreinander geschaffen*. Und damit wollen sie sich freisprechen. Es ist eine Art Ablassbrief. Ein simpler Wink an das Schicksal, und man kann alles wegschmeißen, statt daran zu arbeiten. Es ist eine feige Methode, sich möglichst leicht aus der Affäre zu ziehen.«

»Nein!«

»Wie nein?«

»Na, einfach nein! Ich denke, du siehst das falsch.« Leon faltet seine Hände im Schoß, öffnet sie kurz wieder, macht eine rhetorische Geste und schließt sie erneut. »Schau: Wenn man füreinander geschaffen ist oder zumindest fest davon

überzeugt ist, nur dann wird man an der Beziehung arbeiten. Es heißt nicht, dass man perfekt ist. Es heißt, dass man bereit ist, die Kraft aufzuwenden, die Beziehung gemeinsam weiterzuentwickeln.« Altklug legt er die Handflächen gegeneinander und fährt fort: »Wenn man aber nicht füreinander gemacht ist, kann man so viel arbeiten, wie man will. Es wird nie funktionieren. Daher verstehe ich nicht, wieso du einen Plan dem Schicksal vorziehst.«

Ich reagiere mit Schweigen. Ein Triumph, den Leon allerdings nicht auskostet. Wahrscheinlich sieht man mir an, wie sehr mich seine Worte aufwühlen und zum Nachdenken bringen.

»Manchmal ist es der beste Plan, keinen Plan zu haben«, sagt er abschließend.

PROLOG 2

»Ich liebe Flo«, ermahne ich meine Freundin Sarah, als sie mir unterstellt, einem anderen Mann hinterherzusabbern. Ich liebe meinen Freund Florian wirklich! Jemanden zu lieben, heißt ja nicht, beim bloßen Gedanken an ihn dahinzuschmelzen und jeden anderen Menschen mit Missachtung zu strafen. Jemanden zu lieben, bedeutet, ihn als Teil des eigenen Lebens zu akzeptieren. Ihn nicht missen zu wollen, oder vielmehr: ihn nicht missen zu *können*, weil die Vorstellung, ohne ihn zu sein, absurd wäre.

»Aber du bist nicht glücklich mit ihm.«

»Ich BIN glücklich. Ich bin vielleicht nicht über beide Ohren verliebt, und wir haben Probleme, aber es ist alles okay. Und okay ist doch okay, oder?«

»Ja, wenn okay für dich okay genug ist, dann ist es okay. Denke ich.«

Diese Aussage lasse ich mir durch den Kopf gehen, und ich merke, wie sie sich genau dort verankert. Wenn okay für mich okay genug ist, dann ist alles okay. Oder?

TEIL 1

14. Mai, in der Nähe von Hamburg

Die Erschaffung des Allwetter-Haarsprays

»Kannst du mir wenigstens den Namen und die Adresse dieses Mannes notieren?«

Meine Mutter gestikuliert heftig, während sie das brüllt, und eilt aus der Doppelhaushälfte, die einst mein Zuhause war. Sie rennt hinter mir her durch den Vorgarten und schwenkt dabei eine blaue Tupperdose. Ihre Frisur, die wie ein fein säuberlich angelegtes Vogelnest auf ihrem Kopf thront, wippt sanft umher und verströmt die gewohnte Note von Haarspray. Mama benutzt, seit ich denken kann, Drei-Wetter-Taft in der Intensitätsstufe vier, um ihre immer gleiche Hochsteckfrisur zu fixieren. So war es, und so wird es immer bleiben. Das ist so unumstößlich wie der Werbespot für Taft, in dem sich in den letzten Jahren lediglich das Modell geändert hat, das zur Behebung des Produkts bei Wind, Regen und Sonne aus einem schnittigen Fortbewegungsmittel aussteigt.

»Der Mann heißt Leon. Er wohnt ... schätzungsweise in Hamburg oder in Frankfurt.«

»Schätzungsweise? Du bist lebensmüde. Le-bens-mü-de! Warum springst du nicht gleich aus einem fahrenden Zug?« Jetzt wird sie hysterisch und läuft hinter mir her auf die Straße. Würde in ihrem Frisuren-Nest ein Küken sitzen, wäre es spätestens bei ihrer schockierten Aussprache des Wortes »schätzungsweise« und der dazu passenden ruckartigen Kopfbewegung hinausgepurzelt.

»Mama! Es ist vollkommen normal, sich zu einer Mitfahrgelegenheit zu verabreden.«

»Es ist nicht vollkommen normal, dass eine junge Frau einen Wildfremden am Straßenrand aufsammelt - «

»Am Hauptbahnhof!«

Sie ignoriert meinen Korrekturversuch: »... und mal eben mit ihm fünfhundert Kilometer durch Deutschland fährt.«

Ich weiß überhaupt nicht, warum ich diese Diskussion erneut führe. In den letzten Jahren habe ich immer Mitfahrer mitgenommen, wenn ich meine Eltern in meiner Heimat in der Nähe von Hamburg besucht habe. Bis zu diesem Besuch war ich clever genug, meiner chronisch vorwurfsvollen Mutter nichts davon zu erzählen. Ausgerechnet heute Morgen beim Frühstück musste mir jedoch herausrutschen, dass ich einen Abstecher in die Hamburger Innenstadt mache, bevor ich mich auf den Rückweg in meine Wahlheimat Frankfurt begeben.

»In Zeiten des Carsharings und des Internets ist es nichts Ungewöhnliches.«

Meine Mutter hat natürlich keine Ahnung, was das Wort Carsharing bedeutet. Ihre Kenntnisse des Internets sind auf dem Stand von 2003. Sie glaubt noch heute, dass man einen Pakt mit dem Teufel eingeht, wenn man ein paar gebrauchte Schuhe auf eBay ersteigert, und E-Mails hält sie für einen vorübergehenden Trend.

»Du meinst also, nur anständige Menschen verabreden sich über das Internet? Darf ich dich an den Kannibalismus-Vorfall in Rothenburg erinnern? Zwei Männer, die sich über das Internet verabredet haben – und am Ende des Treffens hatte einer von beiden keinen Penis mehr! Weil seine Internetbekanntschaft ihn gegessen hat! GEGESSEN!«

Ich blinzle sie kritisch an. Unvorstellbar, dass ich dieses Gespräch wirklich führen muss.

Ich schließe für eine Sekunde genervt die Augen, greife mir an die Nasenwurzel und atme tief ein und aus. Mit einer Hand auf meinen Opel Corsa gestützt und mit der anderen meinen Rollkoffer umklammernd, sammle ich mich und sage ruhig: »In einer Sache kann ich dich beruhigen, Mutter: Die wildfremde Internetbekanntschaft wird nicht meinen Penis essen!«

Mama wirft erzürnt den Kopf in den Nacken und verschränkt die Arme. »Du willst mich nicht verstehen, Romy. Du willst es einfach nicht.«

Ich bemerke aus den Augenwinkeln, dass sie verstohlene Blicke die Straße rauf und runter wirft. Allein der Gedanke, einer der Nachbarn könnte beobachten, wie sie mit ihrer Tochter diskutiert, verursacht meiner Mutter Stress. Streit, Meinungsverschiedenheiten und Probleme lassen sich in ihren Augen am besten hinter verschlossenen Türen fixieren, wegbürsten und kaschieren. Wofür hat der liebe Gott denn sonst wetterfestes Haarspray geschaffen?

»Ich muss jetzt wirklich los«, betone ich und öffne die Autotür, um das zu unterstreichen.

»Du hörst also nicht auf deine Mutter.«

»Nein. Und das, obwohl ich doch erst siebenundzwanzig bin - muss man sich mal vorstellen!« Sie verdreht die Augen und lässt sich dann scheinbar die Zahl siebenundzwanzig auf der Zunge zergehen.

»Ja! Du bist siebenundzwanzig. In deinem Alter lag ich verheiratet in den Wehen. Nicht vergewaltigt auf der Autobahnraststätte.« Ihre panische Angst ist so absurd, dass ich unwillkürlich lachen muss.

»Ich rufe dich sofort an, wenn ich zu Hause bin. Und wenn wir an einer Raststätte halten sollten, achte ich sorgsam darauf, dass er mich nicht vergewaltigt.« Ich gehe um das Auto herum, öffne den Kofferraum und verstaue mein Gepäck.

Meine Mutter seufzt - ein verzweifertes Geräusch der Resignation, das irgendwo zwischen *Was habe ich nur falsch gemacht?* und *Das hat sie von ihrem Vater geerbt* liegt. Dann drückt sie mir entnervt die Tupperdose in die Hand und grummelt mit erhobenem Zeigefinger: »Iss nicht alles alleine!«

»Siebenundzwanzig Jahre, Mama«, erinnere ich sie, »Wenn ich acht Stücke Kuchen alleine essen will, dann tue ich es.«

»Du weißt, was beim letzten Mal passiert ist, als du dachtest, du wärst alt genug, um deine Portionen eigenverantwortlich zu bestimmen?« Ich verziehe die Lippen zu einem schmalen, gekünstelten Lächeln. Nicht nur, dass meine

Erzeugerin krampfhaft in der Vergangenheit lebt, sie muss auch noch jedem Menschen in ihrem Umfeld stets alle Fehler und Schwächen vorhalten. Wahrscheinlich steht deswegen auch kein aktuelles Foto von mir auf dem Kachelofen im Wohnzimmer, sondern eines aus meiner »speckigen Zeit«. Meine »speckige Zeit«, wie man sie in meiner Familie nennt, war etwa im ersten Jahr meines Studiums. Damals nahm ich in rekordverdächtigen zwei Semestern um die zwanzig Kilo zu. Meiner Einschätzung nach lag das daran, dass sich mein Körper in meiner neuen Frankfurter Studien-WG das holte, was meine Mutter ihm an dem Tisch, unter den ich zuvor neunzehn Jahre lang meine Füße streckte, untersagt hatte.

Kurz überlege ich, mich vor ihren Augen mit den acht Stück Streusel-Käsekuchen vollzustopfen. Doch dann sage ich mir lieber ein Mantra auf: Meine Mutter bestimmt nicht über mein Leben. Ich lasse ihre Probleme nicht an mich heran. Sie ist unzufrieden. Nicht ich.

Oder? Ach nee: Ommm, ich meinte Ommmmmmmm.

Ich schnaufe tief durch, umarme sie und scherze: »Ich teile den Kuchen einfach mit meinem Vergewaltiger. Und jetzt muss ich los.«

»Wann kommst du das nächste Mal?«

Ich zucke die Schultern, rufe mir kurz den Kalender vor mein inneres Gedächtnis. Es ist Mitte Mai. Weihnachten kann ich ihr wohl kaum als akzeptablen nächsten Termin zur Stippvisite anbieten.

»Vielleicht zu Papas Geburtstag im Oktober.«

»Oktober!?«

»Ich muss los, Mama«, wüрге ich das aufkeimende Entsetzen in ihren Augen ab, umkreise den Wagen, öffne die Fahrertür und schlage sie zu, ohne noch einmal die Fenster herunterzufahren und dadurch ein weiteres Gespräch zuzulassen.

22. Mai, Frankfurt-Ostend

Die unzumutbaren Schachbrett-Schuhe

»Daniel hat sich gestern ein Paar Vans gekauft.«

Sarah wischt sich mit dem Ärmel ihrer Chiffonbluse über den Mundwinkel, aus dem ihr bei diesen Worten gerade eine gehörige Portion Barbecue-Soße gelaufen ist. Sie sieht mich mit einem düsteren Blick an, als hätte Daniel keine Schuhe gekauft, sondern das ganze Ersparte für eine Hüpfburg-Nachbildung des Schlosses Versailles auf den Kopf gehauen.

»Du meinst diese Skater-Treter, die wir alle mit vierzehn getragen haben?« Ich klaue eine Fritte von ihrem Teller, auf dem sich die Reste eines extragroßen Burger-Menüs befinden. Vor mir ruht eine komplett leer gekratzte Schüssel, die bis vor etwa einer Viertelstunde mit Salat und Ziegenkäse gefüllt war. Wenn ich Speisekarten aufschlage, in denen Burger, Fritten und Co. ganz oben aufgeführt werden, erklingt oft automatisch die Stimme meiner Mutter in meinem Kopf. Deswegen bin ich zu so einer schrecklichen Frau geworden, die in Restaurants immer Salat bestellt und versucht, den Brotkorb zu ignorieren. Es funktioniert aber meistens nur so lange, bis meine Essenbegleitung etwas Fettiges, gut Gewürztes auf ihrem eigenen Teller übrig lässt. Glücklicherweise ist Sarah nicht die Art Freundin, die mich darauf aufmerksam macht, dass es inkonsequent ist, Salat zu ordern und dann Pommes zu naschen.

»Doch genau die. Diese komischen Slipper mit Schachbrettmuster. Und ich fand die 2004 schon scheiße.« Sarah wedelt bedrohlich mit einer Pommes, um ihre Antipathie zu unterstreichen. »Es gibt wirklich keinen guten Grund für einen erwachsenen Mann von einunddreißig, im Jahr 2017 noch einmal mit so etwas anzufangen.«

»Meine Mutter hat mir die immer verboten. Sie meinte, die seien nicht gesellschaftstauglich.« Kurz fällt mir wieder ein, dass meine Mutter mir erst letzte Woche verbieten wollte,

einen vermeintlich todbringenden Mitfahrer in mein Auto einsteigen zu lassen. Dieser Gedanke erfüllt mich mit einem Hauch kindlicher Aufregung.

»Damit hat sie ausnahmsweise mal recht. Und ich gebe ihr echt ungern recht, schließlich ist sie der Grund, warum du immer nur Grünzeug bestellst!« Sarah stopft sich die letzten Pommes in den Mund und schaut weiterhin finster. »Ich hasse es, meinen Freund zu bevormunden. Aber die Schuhe müssen weg, gib mir Argumente!«

Ob sie mich hierfür als qualifiziert erachtet, weil sie denkt, dass auch ich meinen Freund bevormunde? Na ja, da ist Leugnen wohl zwecklos. Ja, ich bevormunde meinen Freund hin und wieder. Vor allem, wenn es um seine Kleiderwahl geht.

»Ich? Argumente? Gegen die Turnschuhe eines Mannes? Du weißt schon, dass mein Freund so 'ne Art Berufsjugendlicher ist, der seit 1999 dasselbe Paar adidas Superstar trägt?«

Sarahs Blick sagt mir, dass die Schachbrett-Vans eindeutig schlimmer sind, da Superstars a) wenigstens Schnürsenkel und ein Fußbett haben, b) letzten Sommer in so ziemlich jedem Fashionblog vorstellig wurden und c) die Füße meines Freundes Flo und nicht die von Daniel darin stecken.

»Bei Flo passt das eben. Du weißt schon.«

Sarah spielt darauf an, dass mein Freund wirklich eine Art Berufsjugendlicher ist. Flo hat sich, nachdem er einige Jahre als Redakteur für ein Gaming-Magazin geschrieben hat, mit seiner eigenen Website selbstständig gemacht. Heute zählt sein Blog *Flo zockt* zu den erfolgreichsten deutschen Seiten in dieser Sparte. Zigtausend Menschen lesen wöchentlich seine Rezensionen und Berichte über Neuheiten aus der Welt der PC- und Konsolenspiele und verfolgen die Videos, in denen er in Echtzeit Spiele spielt und kommentiert. Doch Erfolg hin oder her: Flos Profession löst oft eher Kopfschütteln als Begeisterung aus; und festes Schuhwerk muss er während der Arbeit definitiv nicht tragen.

»Daniel ist promovierter Mathematiker und arbeitet in einer Bank. Die Latschen müssen weg.« Sie setzt einen Schmollmund auf. »Du hast doch auch sonst immer so überzeugende Argumente.« Anmerkung: Damit meint sie nicht meine Brüste. Sie spielt auf meinen Beruf als Account Managerin an. Als solche bin ich die meiste Zeit damit beschäftigt, den Kunden der Werbeagentur, in der ich arbeite, Dinge anzudrehen, die sie entweder nicht bezahlen wollen oder nicht zu brauchen glauben. Sarah ist es gewohnt, dass ich unseren Kunden in ellenlangen Streitgesprächen erkläre, warum es sich lohnt, Geld in provokative oder aufmerksamkeitsstarke Kampagnen zu investieren - Kampagnen, deren Urheberin Sarah ist. Denn sie ist nicht nur meine beste Freundin, sondern auch meine Kollegin. Sarah Ritter ist Art-Direktorin und denkt sich als solche kreative Konzepte, Designs und Layouts aus.

»Okay«, schließe ich und mache meine übliche, leicht Angela-Merkel-inspirierte Geste, die signalisiert, dass ich einen Plan gefasst habe. Ich imitiere Sarahs Stimme, die höher ist als meine eigene, und halte eine strenge Predigt: »Daniel, du hast einen Hochschulabschluss, eine Freundin, die sich bereits Namen für eure drei Kinder überlegt, du zahlst Einkommenssteuer und Rentenversicherung. Doch all das, sagt dieser Schuh nicht. Dieser Schuh sagt: Ich hasse meine Eltern, schwänze den Religionsunterricht und verbringe meine Freizeit damit, den Cranberry-Wodka von Lidl zu trinken und zu den Klängen von Green Day auf den Kapitalismus zu schimpfen.«

Sarah bricht in schallendes Gelächter aus und lacht noch, während wir unsere Taschen packen und uns aus der sonnigen Mittagspause zurück Richtung Agentur bewegen.

Als wir wieder in unserem Büro sind, wartet ein ganzer Haufen unbeantworteter E-Mails auf mich. Achtunddreißig, um genau zu sein, dabei waren wir nicht mal eine Stunde unterwegs. Ich mache mich sofort daran, eine nach der anderen

abzuarbeiten. Als Account Managerin bin ich für unsere Kunden Berater, Babysitter und Fußabtreter in Personalunion. Die E-Mails spiegeln einen guten Querschnitt dieser Tätigkeitsfelder: zwei Dutzend Anfragen, Rückfragen, Nachfragen und dumme Fragen, ein paar Terminänderungen und Meetingerinnerungen, und der Rest ist - nennen wir es mal - unkonstruktive Kritik. Wie etwa die E-Mail meiner Lieblingskundin Frau Knallkopfski, die vor einer halben Stunde in meiner Abwesenheit eingetroffen ist.

Die Dame heißt natürlich nicht wirklich Knallkopfski. Ihr richtiger Name ist Regina Kanowski und sie ist die Marketingleiterin eines Unternehmens, das ziemlich erfolgreich Pappkartons herstellt. Und mit ziemlich erfolgreich meine ich: Gefühlt jeder zweite Karton auf Gottes schöner Erde stammt aus dem Hause *papp.inc* und wurde im nahe gelegenen Vordertaunus geboren. Die praktische Aufreiß-Methode der Amazon-Päckchen - eine Erfindung aus dem Hause *papp.inc*. Die ultraflache Kartonage des Billy-Regals ebenfalls. Genauso wie jede Versandbox, die man bei der Deutschen Post erwerben kann. Wahrscheinlich sind wir bei *SCHMITT+MATUSCHEK* daher auch so stolz darauf, dieses Unternehmen in unserem Kundenportfolio zu führen. So stolz, dass wir ihnen alles durchgehen lassen.

Regina Kanowski verfügt bei *papp.inc* über einen Marketingetat von knapp fünfzehn Millionen Euro im Jahr und finanziert damit einen Großteil unserer Gehälter. Das muss ich mir jedes Mal anhören, wenn ich es wage, mich bei meinem Chef über sie aufzuregen. Damit hat er natürlich auch recht. Aber es ist eben nicht immer leicht, mit Regina zu verhandeln. Sie erachtet sich in wirklich allem als überlegen - von Volkswirtschaft über Rechnungswesen bis hin zu Kreativer Konzeption und Produktion von Werbemitteln. Ja, einmal hat sie mir sogar zu erklären versucht, wie ich meine Haare kämmen müsse, damit sie besser glänzen.

Weil der Kunde König ist und ich eine doofe Heuchlerin, habe ich so getan, als hätte ich mir den Tipp zu Herzen genommen und am nächsten Morgen eine E-Mail an sie mit dem PS beendet: »Ich habe ihren Tipp beherzigt, und mein Haar ist wie verwandelt.« Was zwar nicht stimmte, mir aber ein positives Feedback und einen reibungslosen Arbeitstag mit ihr beschert hat.

Heute habe ich leider keine Schmeichelei auf Lager, mit der ich schlichten könnte, was offenbar in Reginas Köpfchen brütet. Ich gebe Sarah eine Kostprobe ihrer neuesten, wutentbrannten Nachricht: »Hey, hör mal zu. Bevor wir in die Mittagspause gefahren sind, habe ich Regina den Kostenvoranschlag für die Gestaltung des *papp.inc*-Messeauftritts geschickt.«

Im August hat *papp.inc* den größten Stand auf einer Messe der Verpackungsindustrie gebucht, und wir konnten uns in einer Ausschreibung einen großen Teil der angedachten Kommunikationsmaßnahmen sichern. Angefangen bei der Gestaltung des Standes bis hin zu Einladungskarten für besondere Gäste läuft alles über meinen Schreibtisch. Es ist der größte Job meiner bisherigen Karriere, und das erfüllt mich gleichermaßen mit Stolz wie mit grenzenloser Panik. Gemeinsam mit Sarah werde ich im August sogar nach London fliegen, wo die Messe stattfindet, um den Aufbau des Standes zu begutachten und abzunehmen. Jede wütende E-Mail meiner Kundin fühlt sich daher an, als hätte ich auf einer sehr steilen, großen Treppe eine Stufe verpasst und würde nun in Zeitlupe hinuntersegeln, während mir alle beim Scheitern zusehen.

»Lass mich raten: Frau Knallkopfski ist der Meinung, dass alles viel zu teuer ist und dass Gaudi persönlich ihr einen günstigeren Messestand bauen würde?«

Ich sehe Sarah verdutzt an und korrigiere: »Nicht direkt Gaudi, aber ...« Ich verstelle meine Stimme zu einer Imitation unserer Kundin, die stets versucht, ihren starken

südhessischen Akzent durch Überbetonung jeder einzelnen Silbe zu überdecken: »Liebe Frau Wagner. Darübär müssän wir aber schprechän.« Ich wechsele zurück in meine eigene Tonlage und paraphrasiere den Rest: »... was denken Sie eigentlich, wer Sie sind ... denken Sie ernsthaft, wir geben die Hälfte unseres Messebudgets an Ihre Agentur? ... ich habe Ihnen schon hundertmal erzählt, dass ... Gott, bei diesem Gerede hätte ich genauso gut bei meiner Mutter wohnen bleiben können! Aber Achtung, jetzt kommt es: Ich habe mit einem Experten gesprochen und schlage vor, asap einen gemeinsamen Termin zu vereinbaren. Ich wünsche mir, dass er zentrale Elemente zur Gestaltung des *papp.inc*-Messestandes beiträgt.«

Sarah reißt entsetzt die Augen. Als leitende Art-Direktorin liegt die Gestaltung des Messestandes eigentlich bei ihr. Der Gewinn dieses Projekts war für sie ähnlich bedeutend wie für mich. Er hat uns beiden eine Beförderung eingebracht.

In ihren Augen ist deutlich zu lesen, was sie davon hält, sich die Gestaltung des Standes mit einem vermeintlichen Experten teilen zu müssen. Ihr Gesichtsausdruck sieht aus, als wäre ihr ein ziemlich übel riechender Hundefurz in die Nase gestiegen.

Für einen kleinen Augenblick bringt mich dieser Gedanke aus dem Konzept, und ich muss lachen. Ich erhebe die Hand, um mir damit auf die Schenkel zu klopfen und Sarah in einer »Weißt du noch, damals«-Manier, in mein Kopfkino einzuweihen. Aber dann fällt mir ein, dass Sarah ja noch gar nichts davon weiß, dass ich erst kürzlich ziemlich genaue Bekanntschaft mit einer mächtigen Stinkbombe von Hunde-Ausdünstung gemacht habe. Ich erinnere mich zum zigsten Mal an den großen braunen Hundekörper, der durch einen Zufall vor knapp einer Woche auf der Rückbank meines Autos lag und mit Verdauungsschwierigkeiten kämpfte. Ich denke an das Herrchen des Hundes, und das Herz rutscht mir in die Hose.

Bisher habe ich noch nicht entschieden, ob ich meine beste Freundin in diese Geschichte einweihen möchte. Doch Sarah lässt mir eh keine Gelegenheit, ihr von meinem Hundefurz-Insiderwitz zu erzählen. Sie springt von ihrem Stuhl auf, umkreist unsere Kopf an Kopf stehenden Schreibtische und wedelt bedrohlich mit dem Zeigefinger. »Wir müssen mit Matu reden! Romy, die Knallkopfski reißt mal wieder die gesamte Projektleitung an sich. Das können wir ihr nicht zugestehen. Wir müssen mit Patrick sprechen!«

Ich hebe beschwichtigend die Hände, verjage den Hund, der übrigens Dexter heißt, und sein Herrchen mehr schlecht als recht aus meinen Gedanken und lese den letzten Satz von Frau Kanowskis E-Mail laut vor: »*Ich habe dies bereits mit Herrn Matuschek geklärt, schreibt sie.*«

»WAS?!«, brüllt Sarah, »Dieser feige Mistsack! Er kann ihr doch nicht einfach ... er kann doch nicht ... ich will das nicht. Das ist mein Job!«

Jeder bei *SCHMITT+MATUSCHEK* weiß, dass Patrick Matuschek, seines Zeichens Kreativchef der Agentur, für einen Kunden alles machen würde. Eigentlich ist er ein netter Kerl, Sarah jedoch kann ihn auf den Tod nicht ausstehen. Patrick wurde erst vor fünf Jahren zum Teilhaber der Agentur, die in den Achtzigern von Reinhold Schmitt gegründet und Anfang der Zweitausender von seinem Sohn Matthias übernommen wurde. Schmitt Jr. ist als Geschäftsführer für den administrativen und wirtschaftlichen Bereich zuständig, außerdem für die Kundenakquise und Strategie. Er ist sozusagen die linke Hälfte des Firmengehirns und sieht genauso aus, wie man sich einen Zahlenmenschen mit logischem Denkvermögen vorstellt: Ende vierzig, Anzug, Krawatte, blank polierte Schuhe, gescheitelte Gelfrisur, nicht vorhandene Lippen und stolzer Besitzer eines Porsche Panamera. Auch Patrick Matuschek lebt als Kreativchef sämtliche Klischees aus, die sein Beruf so mit sich bringt. Er

hat immer eine Motivationsfloskel auf Lager, feiert gerne mal eine exzessive Party und steht auf abgefahrene Dandy-Outfits: gelb gemusterte Hemden und rosafarbene Hosen mit gekrempelten Umschlägen, geringelte Socken, Einstecktücher mit Paisleydruck, Hüte und braune Hornbrillen.

Schon als ich die E-Mail lese, wird mir klar, dass ich wahrscheinlich den ganzen restlichen Tag in einem »Deeskalationsmeeting« zubringen werde. So nennt es Patrick, wenn man sich vier Stunden lang darüber auskotzt, dass Regina Kanowski nicht mehr alle Latten am Zaun hat, nur um am Ende zu beschließen, ihren hirnrissigen Wünschen stattzugeben. Es ist einer der Begriffe, die Patrick in den Management-Seminaren kennengelernt hat, die er besucht, um ein *noch* kompetenterer Chef zu werden.

»Beruhig dich, Sarah«, beschwichtige ich, schwinge mich dramatisch auf dem Schreibtischstuhl herum, sodass meine Finger auf der Tastatur ruhen bleiben und beginne bereits eine Antwort zu formulieren. »Sie ist nicht umsonst Frau Knallkopfski. Die Alte hat einfach einen Knall. Es bleibt ganz bestimmt dein Job«, beruhige ich meine beste Freundin.

Als ich vor vier Jahren als Juniorin im Account Management angefangen habe, wurde mir beigebracht, dass Kreative zarte Pflänzchen seien. Man muss sehr behutsam mit ihnen umgehen und ihnen a) ihre Freiheit und b) ihren Zorn lassen. Denn während ich mich vor den Beleidigungen und der Missgunst von Damen wie Miss *papp.inc* gut abschotten kann, geht es einer kreativen Seele wie Sarah oft an die Nieren. Wenn Frau von und zu *papp.inc* beschließt, einen externen »Spezialisten« anzuheuern, um einen Messestand zu gestalten, dann liest Sarah zwischen diesen Zeilen, dass ihre Arbeit unzureichend ist.

»Ich kann bei so einem Verhalten einfach nicht diplomatisch bleiben.« Sarah zieht mit beleidigter Miene ein

Twix aus ihrer Zauber-Schublade, in der sie massenhaft Süßigkeiten aufbewahrt, und schiebt sich den ersten Riegel beinahe am Stück in den Mund.

Ich kann nicht anders, als ihre Kalorienzufuhr der letzten anderthalb Stunden im Kopf zu überschlagen. Diese Angewohnheit habe ich mir unfreiwillig von meiner Mutter abgeguckt. Während meiner »speckigen Zeit« sagte sie ständig Dinge wie »Ein Snickers entspricht fünf Kilometern Joggen« oder »Nimm lieber einen Salat statt Pommes« oder »Weißt du eigentlich, dass dieses Stück Kuchen ein Drittel deines Tagesbedarfs an Kalorien abdeckt?«.

Das Einzige, was ich durch diese Rechenbeispiele tatsächlich gelernt habe, ist, dass solche Ratschläge hundert Prozent meines täglichen Bedarfs an Bullshit decken.

Ich behalte die Nährwerte des Twix-Riegels daher für mich und gönne Sarah, dass ihr gestählter Körper scheinbar den Umsatz eines kleinen Kraftwerks besitzt. Erwähnte ich, dass Sarahs Arme dick wie Pythons und ihr Hintern stramm wie eine frisch gespannte Trommel ist? Vielleicht sollte ich mal mit ihr in ihr komisches Spezial-Fitnessstudio gehen, in dem sie Gewichte stemmt und in Rekordzeit Ausdauerübungen durchführt.

Seit ich das letzte Mal Sport getrieben habe, ist so einiges passiert in der Welt. Die Einführung des Euros zum Beispiel. Ich sollte Sarah mal zum Sport begleiten. Ein Paar muskelbepackter Arme ist bestimmt ein hilfreiches Argument, wenn ich Regina die Sache mit ihrem Spezialisten ausreden möchte.

22. Mai, Frankfurt-Ostend

Die Serien-Fantasie

Als ich gegen Viertel vor sieben etwas verspätet Feierabend mache, habe ich den Vorsatz, bald mit Sarah zum Sport zu gehen, bereits wieder vergessen. Er wurde von einem Haufen neuer Informationen und Vorhaben verdrängt, die in den letzten Stunden eingetrudelt sind. Patrick Matuschek hat das dringende Meeting in Sachen *papp.inc* auf den morgigen Vormittag verschoben, was die Angelegenheit für Sarah nur verschlimmert hat. Sie zeterte den ganzen restlichen Arbeitstag über nichts anderes mehr und aß vor lauter Aufregung noch ein zweites Twix (und damit meine ich nicht das zweite in der ersten Packung). Mir hingegen kam der Aufschub ganz recht. So wurde »Krisenmeeting mit Matu« auf meiner Liste für den heutigen Tag erst mal gestrichen. Damit verbleiben in meinem Moleskine-Taschenkalender nur noch folgende Tagesordnungspunkte:

- Flo fragen, ob er seinen Teil der Kautions an mich zurücküberwiesen hat
- Kühlschrank-Temperatur prüfen
- Gemischtes Gemüse mit Hähnchen zum Abendessen

Ja, ich schreibe mir tatsächlich auf, was es abends zum Essen geben soll. Ich laufe sonst Gefahr, mir zum Abendessen eine ganze Packung Käse reinzupfeifen, die ich Scheibe für Scheibe direkt aus dem Kühlschrank esse.

Ich mache gerne Pläne, und Teil des Plans ist, selbigen aufzuschreiben und zur vorgesehenen Zeit auszuführen. Nach diesem Konzept habe ich mein Studium strukturiert, meine ersten Praktika absolviert und auch mein Privatleben vorausgeplant.

Beim Gedanken an mein Privatleben, das mich zu Hause wahrscheinlich wieder einmal in Lotterklamotten und ungeduscht erwartet, notiere ich einen weiteren Punkt:

- Netflix-Serie *Stranger Things* ansehen

Ich grinse, während ich den Kugelschreiber wieder zudrehe und in die Handtasche zurückstecke. Mein Blick wandert durch die Straßenbahn, in der ich nach Hause fahre, und scannt die vorbeirauschende Umgebung. Als würde ich Ausschau halten nach etwas, nach jemandem, nach *ihm*, weil er gesagt hat, ich solle mir diese neue Netflix-Show unbedingt ansehen, sie würde mir gefallen.

Serien sind meine absolute Schwäche. Wenn mich eines aus der Spur bringen kann, dann eine wirklich gute Show, von der man zehn Folgen nahtlos am Stück schauen kann. Selten schalte ich so ab, wie wenn ich eine ganze Serienstaffel an nur einem Wochenende sehen kann. Wenn ich in die Welt der Protagonisten eintauche und meine eigene für zehn wunderbare Stunden links liegen lassen kann. Es gibt vermutlich keine populäre Show der letzten zwanzig Jahre, die ich nicht zumindest angefangen habe. Nicht jede entspricht meinem Geschmack, aber wenn mich etwas fesselt, dann werde ich zum bedingungslosen Fan.

Wenn ich miterlebe, wie sich Ross und Rachel aus *Friends* verlieben, kann ich dabei Popcorn essen, ohne dass mich die Stimme meiner Mutter an die speckige Zeit erinnert. Wenn ich einen Ausflug nach Stars Hollow mache und dort die *Gilmore Girls* besuche, dann ist die ganze Welt aus Zuckerwatte, und ich vergesse, was ich alles zu erledigen habe. Wenn ich eine Folge *Lost* schaue, überlege ich, was mir im Leben noch wichtig wäre, wenn ich auf einer einsamen Insel stranden würde. Ob ich an Flo denken müsste, wenn mein Flugzeug abstürzt. Ob Frau Knallkopfski mich dann mal kreuzweise könnte. Ob ich zum Helden mutieren oder komplett durchdrehen würde - und wie mein Körper wohl aussehen würde, wenn ich wochenlang hauptsächlich von Mangos leben müsste?

Und wenn ich eine Folge von *Dexter*, einer meiner Lieblinge, schaue, werde ich fortan wahrscheinlich nur noch an

den riesigen rotbraunen Hund denken, der mir letzten Sonntag fast auf die Rückbank meines Opel Corsas gekackt hätte.

14. Mai, Kilometer 0

Der Anfang vom Anfang

Ein Wochenende in meinem Elternhaus ist wie eine Zeitreise. Nur dass ich dabei nicht nur durch Raum und Zeit reise, sondern zu einem vergangenen Selbst von mir werde. Einem, das mit Vorwürfen und kritischen Fragen überschüttet wird und dem nicht das geringste Fünkchen Eigenverantwortung zugestanden wird.

Scheinbar mache ich den Eindruck, nichts alleine entscheiden zu können, ohne dabei fett oder sogar misshandelt zu werden. Warum sonst sollte meine Mutter Bedenken haben, mich mit acht Stück Kuchen und einem bisher anonymen Mitfahrer alleine zu lassen?

Vorsichtshalber schalte ich bereits jetzt mein Handy auf »lautlos«. Ich habe wirklich keine Lust, während der Fahrt mit einem »Wildfremden« im Auto mit meiner psychotischen Mutter zu telefonieren.

Ich sortiere mich an der Ampel ein, die mich auf den Zubringer zur Autobahn führt, und atme merklich auf. Mit jedem Meter, mit dem ich die menschenleere Kleinstadt weiter hinter mir lasse, werde ich entspannter. Ganz so, als würde ich meinem vergangenen Selbst davonfahren und Stück für Stück wieder die Romy werden, die ich jetzt bin.

Wenn ich es mir recht überlege, ist es gar nicht so unwahrscheinlich, dass ich meine Eltern wirklich erst wieder im Oktober zu Gesicht bekomme. An den vergangenen vier Tagen dieses verlängerten Christi-Himmelfahrt-Wochenendes hat Mama mich nicht nur mehrfach daran erinnert, dass ich mal übergewichtig war. Sie hat mir auch unablässig Fragen über die neue Wohnung gestellt, in die ich vor einem Monat umgezogen bin. Hat mir unterstellt, dass diese sicher noch sehr chaotisch und nicht fertig eingerichtet wäre, dass sich darin das Geschirr türme, weil ich keine Spülmaschine besitze, und

dass ich mir eine Wohnung mit Balkon in Frankfurt-Bornheim doch ganz sicher nicht leisten könne.

Dabei kann Mama das gar nicht beurteilen, weil sie weder eine Ahnung davon hat, wie viel ich in meinem Job als Account Managerin verdiene, noch, wie viel eine Wohnung mit Balkon in Bornheim eigentlich kostet. Sie wohnt schon ihr Leben lang in einem Kaff im Norden und kennt Frankfurt nur aus den Börsennachrichten im Fernsehen.

Auch ihre wiederholten Sticheleien rund um die Themen Heirat und Kinder sind mir nicht entgangen. Dabei dachte ich bisher, es wäre eine Erfindung von Funk und Fernsehen, dass Eltern mit voranschreitendem Alter ihres Nachwuchses von der Panik ergriffen werden, ihr Stammbaum könnte nicht fortgesetzt werden.

Meine Mutter hat wirklich keinen Grund, sich darum zu sorgen, dass ich ihr keine Enkelchen schenke. Ich liebe Kinder. Das weiß sie auch. Oder sie wüsste es zumindest, wenn sie mir in den letzten sechsundneunzig Stunden zumindest einmal zugehört hätte, als ich auf ihre Seitenhiebe mit »Mama, ich liebe Kinder« reagiert habe.

Ich sollte mir über all das keine Gedanken machen, denn

a) ich bin eine siebenundzwanzigjährige Frau mit eigenem, nicht gerade schlechtem Einkommen, einem Dach über dem Kopf und einem gut funktionierenden Gehirn,

b) ich habe noch alle Zeit der Welt zum Kinderkriegen, denn bis ich als spätgebärend eingestuft werde, müssen locker noch zehn Jahre ins Land gehen,

c) die neue Wohnung kann ich mir durchaus leisten, dass sie noch etwas chaotisch ist, muss meine Mutter nicht wissen, und die Anschaffung der Spülmaschine ist bereits im Finanzplan der nächsten sechs Monate einkalkuliert, und außerdem

d) hat meine Mutter keine Ahnung. Weder davon, wie es ist, mit siebenundzwanzig über ein eigenes Einkommen zu verfügen, noch, wie man mit Vollzeitjob einen Haushalt und

einen Haufen Spülgeschirr meistert. Ganz zu schweigen davon, dass sie einen Internetservice zum privaten Carsharing nicht von einem Portal für mordlustige Perverse unterscheiden kann.

Mit einem ihrer Themen, mit dem sie mich partout nicht in Ruhe lassen wollte, hat sie jedoch nicht unrecht. Meine Mutter hatte immer Bedenken, was Flo angeht. Auch ich kann spätestens seit unserem Zusammenziehen nicht mehr leugnen, dass es reifere und vernünftigeren Männer als ihn gibt. Aber ich habe mich nun mal für ihn entschieden. Oder? Und ich bin kein Mensch, der Pläne einfach über Bord wirft.

Den Weg in die Hamburger Innenstadt zum Hauptbahnhof fahre ich wie mit Autopilot. Dort angekommen parke ich meinen weißen Kleinwagen auf dem Parkplatz nahe der U-Bahn-Haltestelle und steige aus, um nach meiner Internetbekanntschaft Ausschau zu halten. Über die App von *ich-fahr-mit.de* haben wir schriftlich diesen Ort als Treffpunkt um vierzehn Uhr vereinbart. Ich gehe davon aus, dass diese Uhrzeit gerade noch rechtzeitig sein wird, um einem Stau möglichst aus dem Weg zu gehen. Sicherlich fahren viele Menschen am Ende dieses langen Wochenendes nach Hause. Wenn wir, wie ich es mir zurechtgelegt habe, auf der Höhe von Hannover tanken und bei Göttingen oder Kassel eventuell halten, um mal aufs Klo zu gehen oder einen Snack zu kaufen, könnten wir es binnen fünf Stunden nach Frankfurt schaffen.

Ich schaue auf die Uhr. Sieben nach zwei. Ich will nicht sagen, dass ich pingelig bin, aber Unpünktlichkeit setzt mich ein bisschen unter Druck. Ich habe nun mal angepeilt, um sieben am Frankfurter Hauptbahnhof und eine Viertelstunde später auf meinem Sofa zu sein. Mit mindestens einem Stück des Käsekuchens und einer Folge *Game of Thrones*.

Natürlich wäre es auch kein Drama, erst um halb acht oder acht damit zu beginnen, mich mit Kuchen vollzustopfen, während ich Jon Schnee und Co. dabei zugucke, wie sie Schwerter

schwingen und Köpfe abhacken. Aber jeder hat eben seine Macken, und meine besteht darin, meine Vorhaben einzuhalten.

Schon zwölf nach zwei übrigens.

Ich entferne mich ein paar Schritte von meinem Corsa und schaue auf dem belebten Bahnhofsparkplatz umher. Etwa vier Dutzend Taxen sind hier geparkt, ebenso viele Privatfahrzeuge. Menschen wuseln umher, rennen zur U-Bahn-Haltestelle und in den Hauptbahnhof hinein. Ich zähle zwei Obdachlose und vier Bettler und fünf Menschen, bei denen ich mir unsicher bin, ob sie zur einen oder zur anderen Kategorie gehören oder ob sie ein anderes schlimmes Schicksal ereilt hat, das dazu führt, dass man an einem Sonntagnachmittag auf dem Parkplatzboden vor dem Hamburger Hauptbahnhof kauert und Flaschen mit alkoholhaltigen Getränken an den zahnlosen Mund führt. Mich überkommt gleichermaßen Ekel wie Mitleid, und ich drehe mich weg. Vierzehn Uhr vierzehn.

Ein Paar ganz in meiner Nähe auf dem Bürgersteig sieht ebenfalls aus, als würde es auf eine Mitfahrgelegenheit warten. Sie hat einen Trekkingrucksack geschultert und bunte Fäden und Perlchen in ihre hüftlangen Dreadlocks geflochten. Der Mann an ihrer Seite ist attraktiv, um die dreißig, führt einen großen braunen, schlanken Hund an einer Leine mit sich und streicht sich nervös über den Bart, während er immer wieder auf die Anzeige seines Smartphones schaut. Ich beobachte das ungleiche Paar. Das Einzige, das sie gemeinsam zu haben scheinen, sind die ähnlichen Wander-Rucksäcke.

Erst als das Mädchen auf einen kleinen, abgewrackten Renault zugeht, die aussteigende Fahrerin (Anfang zwanzig, Rastazöpfchen und Haremshose) mit einer herzlichen Umarmung begrüßt und mit ihr davonfährt, fällt mir auf, dass die beiden gar nicht zusammengehören. Der Mann ist auf dem Bordstein zurückgeblieben, streichelt nun mit einer Hand den Kopf des Hundes und hält sich mit der anderen das Telefon ans Ohr.

Plötzlich treffen sich unsere Blicke. Er steckt das Handy weg, kneift die Augen zusammen, als würde er in mir eine alte, verschollen geglaubte Freundin wiedererkennen, und kommt auf mich zu.

»Fährst du nach Frankfurt?«, fragt er und streckt mir eine große Hand entgegen. Mein lieber Scholli! Das ist *wirklich* eine große Hand. Als ich ihm irritiert die meine reiche, verschwinden meine Finger fast vollkommen unter seinen. Dabei sind meine Hände für meine Körpergröße von einem Meter fünfundsechzig recht normal proportioniert. Seine Hände jedoch sind wie die eines Basketballers, noch dazu spröde und trocken.

Etwas verwirrt, warum mich dieser Fremde mit Handschlag begrüßt, stammle ich: »Ja ... ähm ...« Mein Blick wandert von seinem bärtigen Gesicht zu dem angeleinten Hund, dessen rotbraunes Fell fast unnatürlich schön glänzt.

»Romy, richtig?«, fragt er mich, »Ich bin Leon, von *ich-fahr-mit.de!*«

Nun bin ich es, die die Augen zusammenkneift, um ihn genauer zu betrachten. Das Foto von ihm, das in seinem Profil in der App hinterlegt war, sieht ihm nicht im Geringsten ähnlich. Darauf war ein blasser, glattgesichtiger Typ mit kurz geschorenem Haar zu erkennen, dessen Alter ich auf grade-fertig-mit-dem-Abi geschätzt habe.

Doch der Mann vor mir hat einen wettergegerbten, gesunden Teint, einen Haarschnitt wie Patrick Dempsey in *Grey's Anatomy* und einen dunkelblonden Vollbart, der sicher zwei Wochen gezüchtet worden ist. Und sein Schulabschluss liegt bestimmt schon zehn Jahre zurück. Sein Paar eisblauer Augen, das mich soeben in einen geradezu hypnotischen Bann zieht, war ebenfalls auf dem Profilbild nicht zu erkennen - von seinem tierischen Begleiter einmal ganz zu schweigen.

»Oh! Leon!« Ob es meine Mutter beruhigt, dass mein potenzieller Mörder einen soliden Händedruck hat und offenbar

einer handwerklichen Tätigkeit nachgeht – zumindest nach der Rauheit seiner Hände zu schließen? Oder dass er es geschafft hat, ein Hemd zuzuknöpfen, ohne einen Knopf zu verfehlen? Oder dass seine Augen eher zu »Schwiegermamas Liebling« als zu »Geistesgestörter Killer« passen?

»Du ... dein ... auf deinem Foto sahst du ganz anders aus, entschuldige! Ich hab dich nicht erkannt.«

»Ja, sorry. Das müsste ich aktualisieren. Ich glaube, das ist ... aus dem ersten Semester an der Uni oder so.«

»Es wurde auf jeden Fall aufgenommen, bevor Bärte hip wurden«, scherze ich und bereue es sofort. Ich habe gelesen, dass der Mann von heute sehr viel Zeit und Pflege in seine Gesichtsbehaarung investiert. Ich möchte es mir nur ungern mit einem Menschen verscherzen, mit dem ich die kommenden fünf Stunden auf engstem Raum gemeinsam verbringen werde, nur weil ich sein haariges Hobby verspottet habe.

Aber Leon lacht und präsentiert mir neben einem Sinn für Humor zwei Reihen weißer Zähne. Der Hund wird auf die Gesprächspartnerin seines Herrchens aufmerksam und beginnt zunächst an meinen Schuhen, dann an meinen Beinen zu schnuppern. Ehe ich mich versehe, schiebt er seine feuchte, lange Schnauze direkt zwischen meine Beine und schubst mir damit genau in den Schritt. Ich kenne Hunde, und ich mag Hunde. Ich weiß, dass sie gerne mal ihre Nase in intime Angelegenheiten stecken, und bin – normalerweise – erwachsen genug, um mich dadurch nicht peinlich berührt zu fühlen. Doch heute erschreckt mich das feuchte Riechorgan in meiner Mädchenregion so sehr, dass ich zurückschreke und gegen den Seitenspiegel meines Autos remple.

»Oh Gott, Entschuldigung! Dexter! Dexter, zurück!« Leon zieht an der Leine, und der Hund schaut traurig von ihm zu mir, als wüsste er nicht, was er denn falsch gemacht habe. Sein Hundeblick sagt deutlich: »Was denn? Ich will doch nur mal wissen, ob die Dame freundlich ist, und dafür muss ich nun

mal an ihren Genitalien riechen!« In der Hundewelt ist das wahrscheinlich so etwas Ähnliches wie das Angebot, sich fortan beim Vornamen zu nennen.

»Ist schon okay«, besänftige ich und streichle Dexter, um mein Einverständnis zu untermalen. Ich bin gespannt, ob Leon bald mal ein Wort darüber verliert, wieso ein Hund an seiner Seite ist.

»Ich hab versucht, dich anzurufen. Außerdem habe ich dir in der letzten halben Stunde ein gutes Dutzend Nachrichten geschrieben. Wegen ihm.« Er nickt zu dem Hund, der nun, wo wir Duzfreunde sind, mit freudigem Schwanzwedeln auf meine Berührung reagiert. Leon klingt kein bisschen vorwurfsvoll, weil ich seine Anrufe versäumt habe. Im Gegenteil. Sein Tonfall ist unterwürfig, und seine Stimme wird flehend, als er fortfährt: »Es tut mir so leid! Ich wäre nicht mit einer Mitfahrgelegenheit gefahren, wenn ich gewusst hätte, dass er dabei ist. Ich wollte mir einen Mietwagen nehmen, aber ich konnte so kurzfristig keinen mehr kriegen. Ich schwöre dir, ich wusste nicht, dass ich den Hund bei mir habe, als wir die Fahrt vereinbart haben. Ich hätte dich auf jeden Fall erst gefragt, ob du ihn mitnimmst.« Er kramt in der hinteren Tasche seiner Jeans nach einem braunen Lederportemonnaie, schaut hinein, zählt ein paar Banknoten durch und sagt: »Ich gebe dir natürlich zusätzlich Geld für ihn. Vielleicht zwanzig Euro? Oder dreißig? Wie du magst! Ich gebe dir ...« Er lächelt gleichermaßen verzweifelt wie charmant. »... mein letztes Hemd ... und unterwegs lade ich dich auf ein Fünf-Gänge-Menü ein oder so.« Leon wiederholt noch einmal: »Ich wusste nicht, dass ich Dexter bei mir habe. Das habe ich erst vor einer Stunde erfahren, und ich muss ihn wirklich mit nach Frankfurt nehmen. Mir ist klar, dass das sehr merkwürdig wirkt und mich nicht gerade wie den vertrauenswürdigsten Mitfahrer aussehen lässt. Aber ... einfach nur: Bitte!«

»Dein Hund heißt Dexter?«, frage ich, grinse freudig und gehe in die Knie, um dem kräftigen Tier richtig in die Augen sehen zu können. »Du darfst natürlich mitfahren, Dexter!«